

Lebacher Historischer Kalender 2001

8. Folge

Leben auf dem Land



Herausgegeben von der Volkshochschule Lebach durch

Werner Abels
Egon Gross
Josef Heinrich
Thomas Rückher
Ernst Schmitt (†)
Dr. Johannes Schmitt

Vorwort der Herausgeber

Vereine, Handwerker, Berühmtheiten ..., zuletzt Sagen und Gruselgeschichten, ganz unterschiedliche Blicke und Perspektiven auf Personen, Geschichten und Geschichte von Lebach. Mit dem „Leben auf dem Lande“ wollen wir Gesichtspunkte aufgreifen, die in den vergangenen Ausgaben des Kalenders nicht oder nur am Rande zur Sprache kamen. Dass Lebach eine steine-alte landwirtschaftliche Tradition hat, wird wegen ihrer Selbstverständlichkeit meist gar nicht wahrgenommen. Im Zusammenhang mit dem Begriff der Tradition wird nämlich zuerst an den Markt oder bspw. an den Karneval gedacht. Dabei kommt im „Leben auf dem Land“ das Besondere wie auch das Alltägliche im Leben von Menschen sehr gut zum Vorschein. Obwohl Lebach schon lange eine Versorgungsfunktion für umliegende Ortschaften erfüllte, also durch Handwerk, Verkehrswesen, Justiz oder Kaufmannschaft geprägt war, war es seit Anbeginn natürlich auch durch die Landwirtschaft bestimmt - bis heute dominieren ja die Silos eines Futtermittelherstellers das Stadtbild.

Für viele „moderne“ Menschen scheint alles, was mit Landwirtschaft zu tun hat, eintönig und langweilig zu sein. Dies stimmt natürlich im Hinblick auf die Ortsgebundenheit dieses Lebens oder den regelmäßigen jahreszeitlichen Wechsel von Arbeiten. Doch ergibt sich aus der historischen Perspektive ein vielfältiges Bild. Schon an den unterschiedlichen Hausformen lassen sich verschiedene Verwendungszwecke im Hinblick auf die Erfordernisse der Landwirtschaft erkennen. Darüber hinaus sind die Häuser signifikante Hinweise auf den sozialen Status ihrer Bewohner. Während eine Vielzahl der Bergarbeiter-Bauern zugleich sgn. „Kuhbauern“ mit relativ bescheidenen Anwesen waren, lebten und leben bis heute wohlhabende namhafte „Bauerngeschlechter“ hier, „Päardsbauern“, deren Familiengeschichten von großem Interesse sind. Heutige Ortsteile wie Jabach und Hahn haben im Zusammenhang mit unserem Thema eine eigene Bedeutung, denn dort spielte die Landwirtschaft eine viel wichtigere Rolle als in Lebach selbst. Was bedeutete es aber, nicht zu den im wahrsten Sinne des Wortes „Begüterten“ zu gehören? Auch auf das Leben der Hirten soll hier eingegangen werden, ebenso auf die Auswanderungen aus Not. Neben solchen sozialen Aspekten wird ferner die Viehhaltung und die Hauschlachtung angesprochen, beides Themen, die den meisten Lesern aus ihrem täglichen Leben nicht (mehr) geläufig sein dürften. Mit diesen Aspekten des Landlebens verknüpft ist die Technik der Landwirtschaft, Geräte, Maschinen und Werkzeuge, die nicht nur als solche heute zum großen Teil verschwunden sind, mit ihnen sind auch die Wörter, die sie bezeichneten, untergegangen, vergessen.

Mit dem „Leben auf dem Land“ wird einmal mehr ein Thema angeschnitten, das im Rahmen unserer Möglichkeiten niemals umfassend dargestellt werden kann. Angesichts dessen lautete für die Autoren von vornherein das Motto „Mut zur Lücke“ - durchaus in der stillen Hoffnung, dass sich der eine oder andere Leser durch Erinnerung, Nachfragen und eigenes Forschen auf die Spurensuche begeben wird. Wir hoffen jedoch, dass wir mit unseren Beiträgen einige interessante Aspekte ansprechen konnten und bedanken uns wieder bei allen, die uns mit Rat und Tat, mit Materialien und konstruktiver Kritik unterstützten. In besonderer Weise sind wir der großzügigen Unterstützung der Volksbank Lebach zu Dank verpflichtet, deren inzwischen schon traditionsreiches Engagement für uns von großem Wert ist.

Die Erinnerung als Vergegenwärtigung ist uns auch im Hinblick auf unseren langjährigen aber inzwischen leider verstorbenen Mitautor Ernst Schmitt ein Anliegen. Aus seiner Feder stammt der Beitrag über Jabach. Der diesjährige Kalender sei so seinem Gedächtnis gewidmet.

Das Titelbild zeigt eine Ernteszene auf Hächsten. Ein Kuhgespann, von einem Buben geführt, zieht die Mähmaschine beim „Fruchtabmachen“. Frauen nehmen das Korn mit Sichel auf, binden es zu „Bärden“ (Garben) und setzen diese zu „Kornkasten“ auf.

(Foto von Johannes Haupental)



Foto: Egon Gross

Ofenplatte aus dem Hause „Bauer“ in Jabach (Bauersch Vogtei) aus dem Jahre 1714.

MO	DI	MI	DO	FR	SA	SO
1	2	3	4	5	6	7
8	9	10	11	12	13	14
15	16	17	18	19	20	21
22	23	24	25	26	27	28
29	30	31				

JANUAR

Die „Taak“

Die auf dem Kalenderbild wiedergegebene gusseiserne Ofenplatte, eine „Taak“, stammt aus dem Haus „Bauer“ in Jabach, der „Bauersch-Vogtei“. Die Abmessungen der Platte betragen etwa 90 auf 100 cm. In der Mitte fällt das von zwei Löwen gehaltene Wappenfeld auf, links das Wappen der Familie von Hagen, rechts das der Familie Eltz von der Mosel. Darüber zeigt eine Krone die Zugehörigkeit beider Familien zum Adel an. Unter dem Wappenfeld ist mit dem Wort „Quinte“ der Gussort der Platte genannt, Quint bei Trier. Um die Seiten der Platte ranken sich Blätter, Blüten und Blumen. Sie bedeuten symbolisch den Wunsch nach Fruchtbarkeit und einer guten Zukunft. Dieses Motiv ist typisch für eine „Allianzplatte“, d.h. eine Platte, die als Schmuckstück anlässlich der Verbindung zweier Familien gegossen wurde. Der Anlass für die abgebildete Platte war wahrscheinlich der 30. Geburtstag der 1684 geborenen Maria Anna Charlotte Freiin von Eltz-Rotendorff. Sie heiratete 1706 Johann Willhelm Ludwig von Hagen. Die Platte trägt nicht das Hochzeitsdatum, was sich vielleicht dadurch erklären lässt, dass sich die Familie Hagen beim damaligen Bau des Schlosses finanziell übernahm und so für ein solches Kunstobjekt damals einfach kein Geld hatte. Diese Platte gelangte nach dem Aussterben der Familie von Hagen in die Bauersch-Vogtei, wurde dort aber zu einem nicht näher bekannten Zeitpunkt bei Umbauarbeiten in eine Wand vermauert. Erst 1947 tauchte sie bei erneuten Umbaumaßnahmen wieder auf.

Grundsätzlich war es so, dass eine solche Platte nicht nur in Schlössern zu finden war, sondern auch gerade in wohlhabenderen Bauernhäusern weite Verbreitung fand. Dabei wurden nicht nur kostbare Einzelgüsse in den Häusern eingebaut, sondern mit dem Aufblühen der Metallindustrie wurden ab dem 18. Jahrhundert auch viele Motive in größerer Zahl hergestellt. Heizungstechnisch handelte sich um eine an der Saar, im Hunsrück aber auch in Frankreich und Holland verbreitete Heizungsart. Dabei wurden zwei Räume in den Heizvorgang einbezogen. In der Küche wurde durch ein Feuer in einem Kamin oder einem Herd dieser Raum direkt beheizt. Durch einen Wanddurchbruch wurde die Rückseite der Platte in der daneben befindlichen „Gudd Stubb“ erwärmt, dieser Raum also indirekt beheizt. Hiervon stammt vielleicht auch die Bezeichnung „Stube“ von italienisch „stuffa“ - Ofen. Die verzierte bzw. mit verschiedenen Motiven gestaltete Schauseite der Taak lag so im Blick der sich in diesem Zimmer aufhaltenden Personen, denen dieses Prunkstück auffallen musste. Wegen seiner gemütlichen Wärme wurde der Platz an oder vor der Ofenplatte bevorzugt älteren Respektspersonen eingeräumt. Über der Taakenplatte befand sich gelegentlich ein sgn. „Taakenschränk“, ein verschließbares Gefach, in dem bspw. Pilze oder Bohnen getrocknet werden konnten. Nach dem Kochen eines Nachtmahls wurde die verbliebene Glut in der Kochstelle zur Rückseite der Taak gekehrt, was besonders in der kälteren Jahreszeit zu einer angenehme Raumtemperatur beitrug, auch wenn die Speicherkapazität dieser Platten im Verhältnis zu modernen Heizungssystemen gering war. Neben dieser Feuerungsart gab es noch eine weitere, die Taak befand sich an der Rückseite eines offenen Kamins hinter dem Feuer und strahlte die Wärme nach vorne aus dem Feuerungsraum ab.

Von Werner Abels wird folgender Spruch überliefert, der sich auch auf die Ofenplatte bezieht:

„Um nein
geht jeder bei sein -
un wer kein hat
geht an de Taak“.

Was blieb einem armen frierenden Menschenkind auch übrig um Wärme zu finden, wenn es „kein“ hatte?



Archiv: Franz Sauer

Die „Hähninger“ Schweineherde beim täglichen Austrieb
in den Wald beim Taubentälchen (Krankenhaus).
Das Bild zeigt den letzten „Hähninger“ Hirten Friedrich Hanusa 1970
am Brunnen vor dem „Hähninger“ Hirtenhaus.

MO	DI	MI	DO	FR	SA	SO
			1	2	3	4
5	6	7	8	9	10	11
12	13	14	15	16	17	18
19	20	21	22	23	24	25
26	27	28				

FEBRUAR

Hirten

Die Gestalt des Hirten ist bei uns heute fast nur noch in Märchen, Sagen und selten als mit einer Herde wandernder Schafhirte gegenwärtig, dabei handelt es sich um eine uralte landwirtschaftliche Tätigkeit, die bis in die Zeit nach dem 2. Weltkrieg auf dem „Hahn“ auch in Lebach zum Alltag gehörte. Meist unbeachtet verweisen die Ortsbezeichnungen mit dem Namensbestandteil „Saubach“ auf die Arbeit der hiesigen Schweinehirten. Zum einen war es die Aufgabe der Kinder, vor allem die Geißen, die „Bergmannskühe“, zu hüten, bspw. beim Abweiden der Wegeböschungen. In armen Familien konnte nur so der Bedarf an Milch oder Milchprodukten gedeckt werden. Daneben gab es aber auch Hirtenfamilien bzw. den Beruf des Hirten in Lebach. Das Lebacher Familienbuch von Storb gibt hierüber ebenso Auskunft wie über die damaligen Viehbestände einzelner Familien. Für die Bedeutung dieses Berufes spricht, dass es in verschiedenen heutigen Ortsteilen Hirten und Hirtenhäuser gab. In Lebach gab es die Hirtenfamilien Schöner und Weber, ein Hirtenhaus stand in der Mottenerstraße an der Stelle des heutigen Anwesens Lauer, ein anderes in der Tholeyerstraße, heutiges Anwesen „Kirsch“. In Jabach waren Hirten: Wenzel, Sinnwell und Trenz. Das Hirtenhaus, zwischen Seminarstraße und Dillingerstraße gelegen, ist wegen eines Brandes heute nicht mehr erhalten. In Landsweiler hieß der Hirte mit Familienname Gillich, in Niedersaubach hießen sie Scherer und Wilms. Das kleine Hirtenhaus neben dem Anwesen Riehm-Johäntgen war ein sgn. „Ein-Kammerhaus“, d.h. es war nur ein Raum breit. Von allen Hirtenhäusern gibt es heute nur noch das Hirtenhaus des Ortsteils „Hahn“, das an dem Fahrweg zwischen diesem Ortsteil und dem Krankenhaus liegt, bis 1971 arbeitete Friedrich Hanusa als Hirte.

Die Tätigkeit der Lebacher Schweinehirten bestand zwischen Frühjahr und Herbst vor allem darin, die Tiere, die für die Zucht bestimmt waren, zur Fütterung mit Eicheln in den Gemeindewald oder auch zum Suhlen in die „Seitersch“ wegen der dortigen Wasser-tümpel zu treiben. Erst nach dem zweiten Wiesenschnitt im Herbst („Grummet“), war die Beweidung dieser Anbauflächen erlaubt. Zur festgelegten Zeit ging der Hirt durchs Dorf, rief nach den Tieren oder gab ein Hornsignal, woraufhin alle zu hütenden Schweine aus ihren Ställen gerannt kamen. Vielen Menschen ist nicht bekannt, dass Schweine entgegen einem häufigen Vorurteil keineswegs dumme Tiere sind. Meist genügte es, den Tieren den Weg zur Weide zwei Mal zu zeigen, dann fanden sie ihn alleine. Etwa zehn bis maximal 25 Schweine wurden in einer Herde mit einem oder auch zwei Hunden bewacht. Meist wurden die Mastschweine nicht auf diese Weise ernährt, da sie so nicht schnell genug das erwünschte Schlachtgewicht erreichen konnten (siehe auch: Haus-schlachtung). Im Unterschied zu den anderen Lebacher Ortsteilen gab es nur in Jabach eine größere Zahl von zu hütenden Schafen.

Neben dem eigentlichen Hüten hatten die Hirten auch gegebenenfalls den gemeindlichen Geisbock zu halten. Sie waren weiterhin bei Viehkrankheiten gefragte Ratgeber, die viele traditionelle Heilmittel kannten und sich auf althergebrachte Heilungsmethoden verstanden. Durchfallerkrankungen bei Kälbern wurde durch einen Sud aus der „Strippwurzel“ behandelt, Euterentzündungen versuchte man durch Lehmumschläge zu heilen. Gelegentlich wurde auch „gebraucht“, d.h. das Vieh wurde durch magische Riten „besprochen“.

Es ist klar, dass mit diesen Tätigkeiten weder viel Geld zu verdienen war noch eine höhere soziale Stellung verbunden war: Hirten standen in der gesellschaftlichen Rangordnung unten, die Einheirat in eine wohlhabende Bauernfamilie war selten. Nicht von ungefähr war der Landsweiler Hirte Gillich zugleich auch Abdecker. Als Entlohnung für ihre Arbeit erhielten die Hirten von den Bauern meist Naturalien, vor allem Frucht oder Mehl, dazu zur Nutzung Ackerland, meist 3/4 Morgen. Mit ihren Maschinen halfen die Bauern dann bei der Ernte. Ein Garten war als Ergänzung des Nahrungserwerbs sehr wichtig, beispielsweise gehörte zum Jabacher Hirtenhaus ein großer Garten.



Archiv: Aloisius Raber

Mathias Raber mit seinem Kuhgespann auf dem Weg zur Feldbestellung.

MO	DI	MI	DO	FR	SA	SO
			1	2	3	4
5	6	7	8	9	10	11
12	13	14	15	16	17	18
19	20	21	22	23	24	25
26	27	28	29	30	31	

MÄRZ

Die Lebacher Bergmanns- und Kuhbauern

Die wirtschaftliche und soziale Revolution des 19. Jahrhunderts wirkte sich auch in Lebach aus. In dem bisher rein agrarischen Ort Lebach wurde um 1861 der erste Bergmann registriert. Er hieß Peter Bauer, Sohn des Schuhmachers Adam Bauer. Seit dieser Zeit stieg die Zahl der im Bergbau beschäftigten Lebacher Bürger stetig an.

Die rasch um sich greifende Industrialisierung brachte Lebach 1897 den Anschluß an das Eisenbahnnetz. Die neue Erwerbsmöglichkeit im Bergbau hatte an der Bodenverbundenheit der einheimischen Bergleute nichts geändert. Sie kamen als Nachkommen aus der Landwirtschaft und dem örtlichen Handwerk und suchten neue Erwerbsquellen, da durch das Bevölkerungswachstum die Existenzmöglichkeiten in der Landwirtschaft nicht mehr gegeben waren. Die neue Verkehrsverbindung durch die Eisenbahn zu den Gruben im Fischbachtal ermöglichte den Bergleuten den täglichen Pendelverkehr zur Arbeitsstätte und begünstigte die nebenberufliche Bodenbewirtschaftung zur Schaffung eines Ergänzungseinkommens. Zur Gründung einer Nebenerwerbsmöglichkeit ließen sich die jungen Bergarbeiterfamilien von ihren Eltern eine Wiese oder einen Acker zur eigenen Bewirtschaftung übertragen und schufen so die Möglichkeit zum Nebenerwerb. Der Bergmannsbauer veränderte um die Jahrhundertwende auch das Dorfbild. Es entwickelte sich der Haustyp des Bergmannsbauernhauses.

Sieben Jahrzehnte lang prägten die Bergmannsbauern mit ihren Kuhgespannen das Dorfbild. Seit dem Ende der 60er Jahre gibt es in Lebach keinen Nebenerwerbsbetrieb mehr in der Landwirtschaft. Der stark zunehmende Autoverkehr und die abnehmende Rentabilität des Nebenerwerbs brachten das Ende.

Zur Erinnerung an diese Zeit sollen nachstehend Familienbetriebe aufgeführt werden, die noch nach dem II. Weltkrieg in der Nebenerwerbslandwirtschaft tätig waren. Die ungefähre Betriebsaufgabe ist in Klammern angegeben:

Auf dem Klopp:	Raber Mathias, Bergmann (1965) Brück Albert, Bergmann/Postbeamter (1955) Brendel Peter, Schmied (1955)
Meerzenbach:	Diewald Gustav, Grubenschmied (1955) Kirsch Johann, Bergmann (1955)
Weiherchen:	Schmitt Nikolaus, Bergmann (1947)
Hinter der Kirche:	Hoer Johann, Grubenschmied (1961)
Mottener Strasse:	Fuchs Johann Bergmann (1961)
Böhmen:	Alois Bastuck, Bergmann (1950) Britz Heinrich, Bergmann (1957) Knobe Peter, Bergmann (1959) Gross Jakob, Bergmann (1954)
Auf dem Pickard:	Dewes Nikolaus, Bergmann (1960) Hassel Georg, Bergmann (1961)
Weihermühle:	Gerstner Herrmann, Eisenbahner (1952)
In der Seiters.	Schorr Alois, Bergmann (1949) Fuchs Peter, Bergmann (1954) Raber Leo, Bergmann (1955) Feld Jakob, Bergmann (um 1950) Caryot Theo, Eisenbahner (1969) Irsch Ludwig, Grubenschmied (um 1955)
In Jabach:	Lesch Baptist, Bergmann (1966) Schäfer Johann, Bergmann (1958) Bauer Johann, Hüttenmann (1965)
Auf dem Hahn:	Mailänder Josef, Hüttenmann (1976)



Archiv: Josef Kirsch

„Négglääsen Jäb“ mit seinem Pferdegespann beim Pflügen.

MO	DI	MI	DO	FR	SA	SO
						1
2	3	4	5	6	7	8
9	10	11	12	13	14	15
16	17	18	19	20	21	22
23	24	25	26	27	28	29
30						

APRIL

Lebacher Bauerngeschlechter

„Gerwersch“. Die Familie Johängtgen ist ein altes Lebacher Bauerngeschlecht. Hans Nickel Johängtgen war um 1690 Grundmeier der Herren von Hagen und 1699 Hochgerichtsmeier in der Vierherrschaft Lebach. Jakob Johängtgen wird 1770 erstmals als Rotgerber und Ackerer bezeichnet. Von ihm leitet sich der Hausname „Gerwersch“ ab. Das Stammhaus war in der Marktstraße (heute: Gasthaus „Gerwersch Pilsstube“). Nach dem II. Weltkrieg verlegte Peter Johängtgen, genannt „Gerwersch Pitt“, seinen Betrieb aus Platz- und verkehrstechnischen Gründen in die Trierer Straße auf den „Klopp“. Nach seinem Tod 1994 wurde die Landwirtschaft aufgegeben.

„Geerden“. Peter Bauer aus der Bauersch-Vogtei in Jabach heiratete 1748 die Katharina Schneider aus Lebach. Das Stammhaus der Familie Bauer steht auf dem „Klopp“ (Trierer Str.). Der Hausname „Geerden“ soll sich von dem Rufnamen einer Vorfahrin namens „Gertrud“ Buchheit abgeleitet haben. Heute betreibt Adolf Bauer den seit 5 Generationen bestehenden Familienbetrieb.

„Néggläsen“. Jakob Herrmann kam aus Gresaubach und heiratete 1878 in Lebach Barbara Bauer. Sein Sohn Josef Herrmann teilte den Betrieb unter seinen Kindern Jakob und Katharina auf. Katharina Herrmann heiratete Nikolaus Gross und errichtete neben dem Elternhaus einen eigenen landwirtschaftlichen Betrieb, der 1988 stillgelegt wurde. In das Anwesen Jakob Herrmann heiratete 1947 Josef Kirsch. Sein Sohn betreibt heute noch die Landwirtschaft.

„Manniggels“. David Schmidt aus Rohrbach heiratete 1753 in Lebach Katharina Gutweniger. Von seinem Vornamen leitete sich der Hausname „Daawids“ in der „Goldschrööß“ ab. Sein Sohn Nikolaus wurde nach Storb der Stammvater der „Manniggels“. Mit Johannes Schmidt, genannt „Mannigels Hänns“ wurde die Bauerntradition der Familie um 1970 beendet.

„Bòöden“. In den Familien- und Einwohnerbüchern der Pfarrei und der Gemeinde Lebach von Gerhard Storb kann man 10 Generationen der Familie des „Bòödenstammes“ verfolgen. Um 1700 war Mathias Schäfer Meier der Herrschaft Lothringen. Sein Enkel Claudius Schäfer war um 1730 Lothringischer Meier. Dann folgten zwei Generationen, die das Amt des Zweibrückischen Meiers innehatten. Kurz nach 1800 wurde Peter Schäfer erstmals mit dem Beinamen „Bòöden“ genannt. Durch Einheirat kam der Familienname Schwinn und danach der heutige Familienname Thewes ins „Bòödenhaus“. Der Hof wird heute in der 11. Generation in der Familie bewirtschaftet.

„Weyrichs“. Das 1. Stammhaus der Familie Weyrich war das heutige „Gasthaus zur Traube“. Hier heiratete der Tabakfabrikant Peter Schaiedt aus Trier ein. Jakobus Weyrich, Schwager von Peter Schaiedt, kaufte das in der Marktstraße gegenüber gelegene Amtmannhaus des berüchtigten Georg Lonckig. Unter dem Besitz von Johann Weyrich brannte dieses Anwesen im Januar 1933 ab. Johann Weyrich verkaufte die Ruine an die Gemeinde Lebach und siedelte in die „Goldschrööß“ aus. Sein Sohn Alfons Weyrich blieb ledig und hörte um 1975 mit der Landwirtschaft auf.

„Behmen“. Der Wahlenhof in der Mottener Straße soll im 30-jährigen Krieg zerstört worden sein. Nach diesem Krieg wanderte eine Familie Bellerle aus Böhmen ein und baute den neuen Wahlenhof auf der gegenüberliegenden Straßenseite wieder auf. So entstand der Hausname „Behmen“. Durch Einheirat von Kräuter über Riehm kommt Georg Schäfer aus Rümmelbach 1863 in die Familie nach „Behmen“. Nach seinem Sohn Mathias Schäfer, bekannt unter dem Namen „Behmen Matz“, kommt als Nachfolger Josef Schäfer, der 1975 den landwirtschaftlichen Betrieb aufgab.

„Die Mott“ - Schloß la Motte. Diplom Landwirt Anton Brodback kaufte 1937 Schloß la Motte. Heute in der 3. Generation hat Karl-Hubert Brodback das Hofgut zu einem ansehnlichen Agrarbetrieb ausgebaut. Mit 500 Morgen Land und ca. 350 Stück Großvieh ist dies der größte und modernste Hof in unserer Region, der wohl auch als einziger eine Überlebenschance in unserem heutigen Industriezeitalter haben dürfte.



Archiv: Werner Abels

Bauernhäuser in Niedersaubach,
rechts Haus „Rau“, in der Bildmitte Haus „Eckert“ mit dem bemerkenswerten Schieferdach
und den auffallenden gebogenen Fensterstürzen.

MO	DI	MI	DO	FR	SA	SO
	1	2	3	4	5	6
7	8	9	10	11	12	13
14	15	16	17	18	19	20
21	22	23	24	25	26	27
28	29	30	31			

MAI

Landwirtschaftliche Architektur

Zur Landwirtschaft gehören in jeder Region unterschiedliche Gebäude. Neben dem Hauptgebäude, das im Saarland normalerweise eine Kombination aus Wohn- und Landwirtschaftsteil war, gibt es noch allein stehende Bauten. So befand sich bis etwa 1930 neben der Kirche die sgn. „Hääre-Schäier“, die zum Pfarramt gehörende Scheune. Die auffallende Scheune in Jabach kurz vor der Unterführung steht am Platz einer früheren Fachwerkscheune, die bis zu ihrem Abriss ca. 1900 das letzte strohgedeckte Haus in Lebach war: Da es alleine stand, war keine starke Brandgefährdung anderer Bauwerke gegeben, und so erhielt sich diese Konstruktion relativ lange. Andere Gebäude hatten für die Gewerbe einzelner Familien besondere Bedeutung, so die Gerbhäuser, von denen im 2. Historischen Kalender die Rede war.

Wahrscheinlich war vor der Katastrophe des Dreißigjährigen Krieges (1618-1648) in unserer Region die Form des Gehöftes vorherrschend, wobei ein Haupthaus in zweckmäßiger Weise durch Neben- bzw. Einzelgebäude ergänzt wurde. Aus dieser Zeit gibt es hier keine erhaltenen Bauernhäuser mehr, auch findet man in Lebach keine „Lothringer-Häuser“, was gelegentlich vermutet wird. Heute ist in Lebach nur ein Typ von Bauernhaus vertreten, nämlich die Form des „Südwestdeutschen Bauernhauses“. Als Haustyp fand es nach einer langen Entwicklungszeit erst mit dem Ende des 19. Jahrhunderts weitgehend geschlossene Verbreitung. Mit dem Erstellungsdatum 1802 dürfte das Haus „Pittersch“ (Anwesen Eckert) in Jabach das älteste in ursprünglicher Form noch existierende Südwestdeutsche Bauernhaus Lebachs sein. Bei dieser Bauform handelt es sich um einen Einhaus-Typ mit einem im Vergleich zum Lothringer-Haus viel steileren Dach, das gelegentlich als Krüppelwalmdach ausgebildet ist. Normalerweise ist ein solches Haus zwei Räume tief, im Erdgeschoss geht von einem den Wohntrakt teilenden Flur eine Treppe ins Obergeschoss. Die Eingangstür, an der Langseite des Hauses gelegen, gliedert den Wohnbereich oft so, dass sich jeweils zwei Fenster auf jeder Seite befinden, im Obergeschoss befinden sich mit dem über der Tür befindlichen dementsprechend in gleichen Abständen fünf Fenster in einer Reihe. Neben den Wohnbereich sind direkt angrenzend im Wirtschaftsbereich die Stallungen für Kühe, Schweine und Pferde angelegt: Die von der Körperwärme der Tiere gebildete höhere „Stalltemperatur“ wärmt indirekt den daneben liegenden Wohnbereich im Winter mit. Heu- oder Stroheinlagerungen im Obergeschoss des Scheunenteils wirken wärmeisolierend. Der landwirtschaftliche Trakt wird durch ein großes Holztor oftmals mittig geteilt, wobei daneben je nach Bedarf noch Stalleingänge bzw. -fenster zu sehen sind. Gesimse oder durch behauene Steine besonders ausgebildete Hausecken sowie Sandsteinfassungen der Türen, Tore und Fenster gliedern das Haus harmonisch. Normalerweise ist ein solches Gebäude aus Feldsteinen gemauert, der Vorplatz bzw. Hof ist ursprünglich mit gespaltene Kieselsteinen gepflastert, was heute nur noch selten zu sehen ist, bspw. in der Triererstraße vor dem Anwesen „Gerwersch“. Als typischer Hofbaum ist als Solitärbaum der Nussbaum nur noch selten zu finden. Er hat nicht nur den Vorzug, als besonders stattlicher Baum noch Nüsse zu liefern, sondern durch die ihm eigenen Duftstoffe hält er Mücken und Fliegen ab, was angesichts des nahegelegenen Misthaufens von Nutzen ist. Ein zum Naturdenkmal erklärter imposanter Nussbaum mit einem Kronendurchmesser von über 20 Meter steht in der Römerstraße in Gresaubach.

Dieser Typ des Südwestdeutschen Bauernhauses findet sich heute noch in allen Ortsteilen Lebachs in reiner Form an verschiedenen Stellen, ebenso auch an der Straße zwischen Lebach und Knorscheid. Er ist als Hausart so zweckmäßig, dass er auch in die kleinere Form der Häuser der „Kuhbauern“ abgewandelt wurde, was man bspw. an dem liebevoll restaurierten Haus Thiel in der Saarbrückerstraße sehen kann.

Thomas Rückher



Archiv: Franz Sauer

Die Gemäldeansicht zeigt den Ortskern vom Hahn um das Jahr 1900. Die Bildmitte nimmt das „Wäänersch“ Haus ein, dahinter erkennt man die Giebel des „Lénksen“ Hauses, am linken Bildrand ist die Rückansicht des „Méchels“ Anwesens und am rechten Bildrand steht die „Méchels - Schäier“.

MO	DI	MI	DO	FR	SA	SO
				1	2	3
4	5	6	7	8	9	10
11	12	13	14	15	16	17
18	19	20	21	22	23	24
25	26	27	28	29	30	

JUNI

Hahn

Pastor Geller beschreibt 1829 in einer statistischen Aufstellung seiner Pfarrei Lebach die Annexe „Haan“ wie folgt: Sie liegt eine viertel Fußwegstunde entfernt von der Pfarrkirche und hat 31 Bewohner in 5 Familien. Die Geschichte unseres heutigen Stadtteiles Hahn ist eng verbunden mit dem Sitz des edelfreien Geschlechtes von Hagen, das seine ursprüngliche Burg auf einer Bergzunge des Hahnengrabens hatte. Die erste bekannte Erwähnung unseres Stadtteiles Hahn erscheint in einer Urkunde von 1197 mit der Bezeichnung „Hagene“ und wird 1262 als „Hane“ genannt. Die Bewohner des Hahn waren in der Feudalzeit Untertanen der Herren von Hagen und der Äbtissin des Klosters Fraulautern. Sie mußten Frondienste leisten und waren ihren Herren zehntpflichtig.

Seit Anlegung der Kirchenbücher um 1720 kann man 5 Familienstämme in 4 Vogteien und dem Hirtenhaus in ununterbrochener Familienfolge nachweisen. Jede Vogtei hatte ihren speziellen Hausnamen. Pastor Geller erwähnt sie um 1830 in seinem Familienbuch der Pfarrei Lebach.

Das „Bauerschhaus“ bewirtschaftete um 1700 die Familie des Adam Müller. Er war Meier der Äbtissin des Klosters Fraulautern. Noch heute nennt man dieses Anwesen und ihre Besitzer „Maaiersch“ (heute Familie Folz).

Der Hof unterhalb von „Maaiersch“ ist das „Méchelshaus“, deren Besitzer man „Méchels“ oder auch „Gäiersch“ nennt. Heute betreibt die Familie Weber-Schweitzer (Vorfahren Geiger-Gross) hier eine große Landwirtschaft. Anschließend folgt das „Lénksenhaus“. Diesen Hof und seine Besitzer nennt man „Lénksen“. Nach dem II. Weltkrieg hat Alois Ziegler das alte „Lénksenhaus“ abgerissen und Stallung sowie Wohnhaus entsprechend den heutigen Anforderungen eines modernen Landwirtschaftsbetriebes neu erbaut. Um 1880 gründete Johann Riehm aus dem „Lénksenhaus“ auf der gegenüberliegenden Straßenseite des Stammhauses einen eigenen landwirtschaftlichen Betrieb. Seitdem nennt man die beiden Anwesen und Familien: „Ewerscht Lénksen“ und „...ennersch Lénksen“. Bis zur Aufgabe 1976 betrieb die Familie Mailänder-Riehm hier eine nebenberufliche Landwirtschaft.

Von dem im Kirchenbuch erwähnten „Wagnersch Haus“ („Wäänersch“ genannt) steht heute nur noch das alte Stall- und Scheunengebäude mitten im heutigen Anwesen Ziegler. Um 1700 war die Familie Puhl in dieser Vogtei. Peter Puhl war damals Hagenscher Meier. Um 1950 wurde dieser Betrieb aufgegeben und von der Familie Alois Ziegler gekauft.

Die fünfte im Kirchenbuch erwähnte Familie Sauer bewirtschaftete das Hirtenhaus und erbaute um 1840 das alte „Sauerschhaus“. Um die Jahrhundertwende wurde dieser Hof geteilt und es entstanden zwei eigenständige Höfe innerhalb der Familie Sauer: „Ennersch Sauersch“ (Franz Sauer) und „Ewerscht Sauersch“ (Josef Sauer).

Nach der Französischen Revolution wurde der jetzige Stadtteil Hahn eine selbständige Gemeinde mit eigener Gemarkung, Vorsteher und Gemeinderat. Jede Familie war im Gemeinderat vertreten. 1938 wurde die selbständige Gemeinde Hahn unter den Nationalsozialisten gegen den Willen ihrer Bürger aufgelöst und unter Zwang nach Lebach eingemeindet.

Die jetzige Größe der Gemarkung Hahn beträgt 166 Hektar, davon sind 80 Hektar Waldfläche. Bei Anlegung der Katasterkarten 1844 bestand die Gemeinde Hahn aus 5 Häusern und einem Hirtenhaus, 1883 waren es bereits 7 Häuser.

Laut einem Gemeinderatsprotokoll von 1890 zählte der Hahn 40 Kühe und deckfähige Rinder sowie 1 Bullen, um 1950: 20 Pferde, ca. 220 Kühe sowie ca. 280 Schweine. Heute im Jahr 2000 haben die verbliebenen 4 Höfe keine Pferde mehr, dafür aber 14 Traktoren, ca. 200 Kühe und ca. 200 Schweine. Es zeichnet sich aber leider schon heute ab, daß das bäuerliche Leben unseres schönen Stadtteiles Hahn in wenigen Jahren zu Ende geht und eine mehr als 1000-jährige Dorftradition der Neuzeit weichen muß.



Archiv: Egon Gross

Gasthaus Feld in der Pickardstraße mit Scheune, Stallungen und dem Misthaufen vor dem Anwesen.

MO	DI	MI	DO	FR	SA	SO
						1
2	3	4	5	6	7	8
9	10	11	12	13	14	15
16	17	18	19	20	21	22
23	24	25	26	27	28	29
30	31					

JULI

Die Lebacher Bauernfamilien mit ihren Hausnamen

„Baasännen“. Mathias Bauer aus Jabach heiratete 1755 in Lebach Anna-Maria Callenborn. Von dieser Vorfahrin Anna-Maria leitete sich vermutlich der Hausname „Baasännen“ der Familie Bauer ab. Zu dieser Zeit nannte man alle entfernte weibliche Verwandte „Base“. Anna-Maria war im mundartlichen Sprachgebrauch die „Baas-Änn“. Heute in der 7. Generation heißt das Stammhaus in Lebach noch „Baasännen“. Fünf Generationen der Familie Bauer betrieben Landwirtschaft. Der letzte Landwirt des Familienstammes Bauer starb 1951. Er war in Lebach als „Baasännen Matz“ bekannt und geachtet.

„Méchels“. Michael Scherer aus Knorscheid ehelichte 1809 Catharina Johäntgen aus der Kirchenmühle und wandte sich neben anderen Berufen der Landwirtschaft zu. Von seinem Vornamen „Michael“ leitete sich später der Hausname „Méchels“ ab. Er erbaute das Haus der bekannten Gastwirtschaft Scherer. Auf dem Türstein des 1957 abgebrannten Gebäudes stand die eingemeißelte Jahreszahl 1810. Josef Scherer, genannt „Scherersch Sepp“, betrieb hier in der 4. Generation den Familienbetrieb. Er war jahrelang in den 40er Jahren Ortsbauernführer. Nach dem II. Weltkrieg begann Josef Scherer 1947 mit der Haltung von Zuchthengsten. Er gab nach der Brandkatastrophe 1957 die Hengsthaltung auf und siedelte mit seiner Landwirtschaft auf die Weihermühle aus. Hier spezialisierte er seinen Betrieb auf die Schweinezucht. Nach dem Brand erbaute Josef Scherer an gleicher Stelle einen Hotelneubau mit Speisegaststätte. 1968 stellte er seine landwirtschaftlichen Aktivitäten ein.

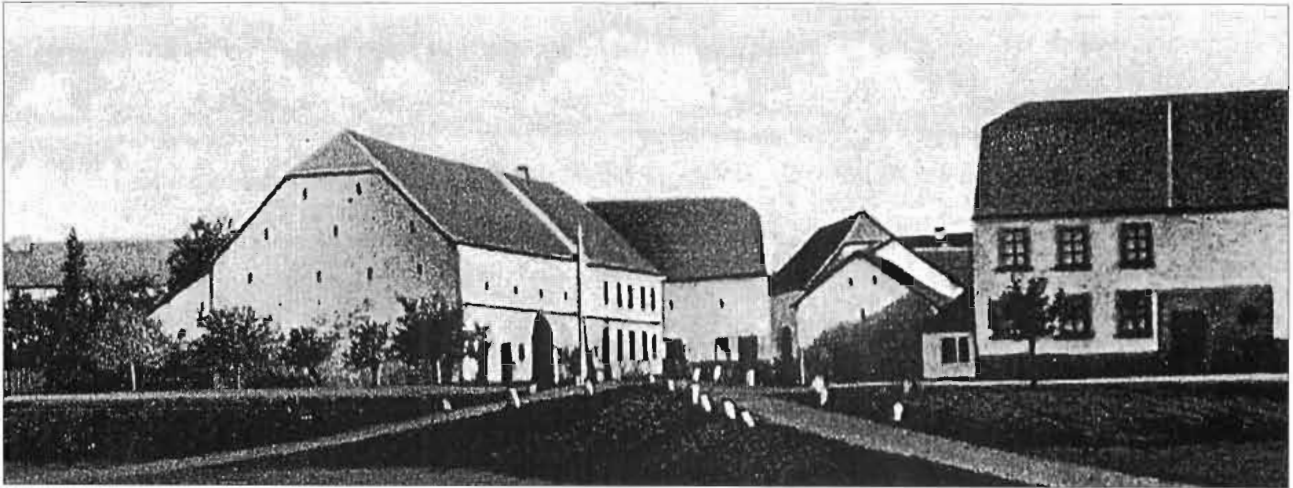
„Pieden“. Von Michael Scherer leitete sich der Hausname „Méchels“ ab. Sein Sohn Petrus Scherer heiratete 1852 Maria Geiger vom Hahn. Im gleichen Jahr erbauten sie gegenüber dem „Méchelshaus“ in der Saarbrücker Strasse ein neues ansehnliches Bauernhaus und begründeten eine eigene Linie innerhalb der Familie Scherer, die nach seinem Vornamen „Peter“ den Hausnamen „Pieden“ erhielt. Der Türstein des neu erbauten Wohnhauses erinnerte an das Jahr der Erbauung 1852. Drei Generationen lang wurde das Anwesen landwirtschaftlich genutzt. Franz Scherer, genannt „Pieden Franz“, zog sich aus gesundheitlichen Gründen aus der Landwirtschaft zurück und verkaufte 1970 das Anwesen.

„Pieden Schorsch“. Der Sohn von Petrus Scherer (Namensgeber von „Pieden“), Georg Scherer, heiratete 1906 Katharina Noss aus Bettingen. Er übernahm das Haus seines ledig verstorbenen Bruders Dr. med. Peter Scherer neben dem Amtsgericht. Seine Tochter Anna, die 1956 Jakob Bauer aus Jabach (Maarians) heiratete, führte die Landwirtschaft bis 1979.

„Pieden Paul“. Paul Scherer genannt „Pieden Paul“ war ein Bruder von Franz Scherer („Pieden Franz“). Er kaufte in den 30er Jahren das Areal mit Steinbruch auf der Weihermühle und begann mit einer eigenen Landwirtschaft. Dieser Betrieb floriert heute noch und wird von seinem Sohn Paul bewirtschaftet.

„Feld Peter“. Johann Feld aus Landsweiler wurde 1881 als Ackerer und Wirt in Lebach genannt. Sein Sohn Peter Feld betrieb die Landwirtschaft und das Gasthaus in der Pickardstraße weiter. In der nächsten Generation gab seine Tochter Angela Adam den Landwirtschaftsteil auf und führte nur noch das Gasthaus weiter.

„Blischersch“. Mathias Schwinn kam aus Niedersaubach und heiratete in Lebach Katharina Schäfer aus „Bòddenhaus“. Sein Sohn Michel, genannt „Blischer“, heiratete 1883 Maria Hof aus Lebach. Sie errichteten in der Jabacher Straße ein landwirtschaftliches Anwesen. Felix, der Sohn von Michel Schwinn, genannt „Blischersch Felix“, gab den Betrieb in der 3. Generation 1965 aus Altersgründen auf.



Archiv: Egon Gross

Jabacher Dorfansicht um die Jahrhundertwende
 und vor dem Eisenbahnbau von der Theel aus gesehen.
 Von links nach rechts: Rückfront von „Hansen“, vorne Anwesen „Bauersch“, Teilansicht
 der Rückseite von „Péddersch“, Seitenansicht von „Maarians“ und rechts „Däälersch“.

MO	DI	MI	DO	FR	SA	SO
		1	2	3	4	5
6	7	8	9	10	11	12
13	14	15	16	17	18	19
20	21	22	23	24	25	26
27	28	29	30	31		

AUGUST

Jabach

Wurde in Lebach von der Landwirtschaft gesprochen, so kam man auf unsere kleinen Bauerngemeinden Hahn und Jabach zu sprechen. Während in meiner Jugend der Hahn sich auf 7 reine Bauernhäuser und ein Hirtenhaus mit Brunnen beschränkte, waren es in Jabach 8 Pferdebauern, mehrere Kuhbauern, 1 Hirtenhaus, 1 Brunnen, 1 Gärtnerei, eine größere Imkeranlage und eine Gastwirtschaft. Letztere Gemeinde soll hier vorgestellt werden: Der Jabacher Bann hatte eine Flächengröße von ca. 230 ha, davon waren ca. 70 ha Waldfläche. Um 1850 waren die Bauern im Besitz des Gemeinschaftswaldes und bewirtschafteten ihn gemeinsam. Aus einem Holzverkauf im Jahr 1850 erzielte man 12.000 Reichstaler. Davon erhielten die 5 gemeinsamen Jabacher Eigentümer je 200 Reichstaler. Der Rest floß in die Gemeindekasse.

Bis zum Ende der Feudalzeit gab es in Jabach 4 Vogteigüter mit noch heute gebräuchlichen Hausnamen:

1. „Maaejersch“ (Eckert). Peter Knobe war um 1690 Hochgerichtsmeier in der Vierherrschaft Lebach.

Klaus Feld schreibt in „Unsere Heimat“ in seiner Beschreibung „Die ersten Generationen der Familie Bauer aus Jabach“: Peter Knobe stammte aus der „Knauberschen Vogtei“ in Lebach und heiratete um die Mitte des 17. Jahrhunderts in Jabach ein. Peter Knobe pflegte intensive wirtschaftliche Beziehungen zu der neugegründeten französischen Festungsstadt Saarlouis. Darum wandelte er wohl seinen ursprünglichen Namen „Knauber“ in „Knobé“ ab. Bis zum heutigen Tag nennt man dieses alte Vogteigut und seine Nachfahren „Maaejersch“.

2. „Maarians“ (Bauer). Peter Neu, vermutlich aus Eiweiler stammend, heiratete um die gleiche Zeit in Jabach ein. Von seiner Ehefrau ist heute nur noch der Vorname Maria bekannt. Von dieser Maria Neu leitete sich der Hausname „Maarians“ in Jabach ab.
3. „Bauersch“. Hans Jakob Bauer, Inhaber der Bauer-Vogtei in Jabach erhielt 1707 von den Freiherren von Hagen erstmals die Genehmigung, eine bestehende Vogtei zu teilen. Sein Sohn, Hans Adam Bauer erhielt durch Losentscheid die alte Schmiede, die er zum Wohnhaus mit Stallung und Scheune umbaute. Sein Anwesen nannte man „Bauersch“.
4. Péddersch“ (Geschwister Eckert). Der 2. Sohn von Hans Jakob Bauer mit dem Vornamen Peter zog das Los über das Stammhaus der „Bauersch“-Vogtei. Seltsamerweise erhielt das Stammhaus zukünftig den Namen „Péddersch“.

Nach der Französischen Revolution und dem Ende der Feudalzeit konnte sich das Dorf Jabach vergrößern und es wurden neue landwirtschaftliche Betriebe gegründet.

„Kabellen“. Mathias Knobe aus dem Hause „Maaieijersch“ kaufte 1890 ein Wohnhaus von den Eheleuten Mathias Wahlen und Margarete Riehm und erweiterte es zum Bauernhaus. Dieses Anwesen stand neben der alten Jabacher Kapelle, die dem Eisenbahnbau Lebach-Primsweiler zum Opfer fiel. Die Entstehung des Hausnamens „Kabellen“ ist somit leicht verständlich.

„Fleerches“ (Riehm). Jakob Riehm baute seinen neuen Bauernhof in das Flurgewann „Auf dem Flürchen“. Daher kommt der Hausname „Fleerches“.

„Hansen“ (Riehm/Schäfer). Im Anwesen Riehm hat ein Vorfahre mit dem Vornamen Johann-„Hannes“ gelebt. So entstand der Hausname „Hansen“.

„Herrchenbachersch“ (Folz-Schwed). Johann Folz aus Herchenbach heiratete 1864 Maria Bauer aus dem Hause „Maarians“. Er baute den Pferdestall, den seine Frau geerbt hatte, zu einem neuen Anwesen aus und somit entstand der neue Hausname „Herrchenbachersch“

„Däälersch“. Mathias Lesch teilte sein Anwesen unter seine 2 Söhne Johann Baptist und Johann Mathias. Beide bauten Stall und Scheune an und schufen 2 landwirtschaftliche Anwesen. Bedingt durch die Teilung entstand vermutlich der Hausname „Däälersch“.



Archiv: Egon Gross

Einweihung des neuen Marktplatzes 1917 auf dem „Klopp“.
Anlässlich des Mariä-Geburtsmarktes wurde 1917 hier der erste Viehmarkt abgehalten.

MO	DI	MI	DO	FR	SA	SO
					1	2
3	4	5	6	7	8	9
10	11	12	13	14	15	16
17	18	19	20	21	22	23
24	25	26	27	28	29	30

SEPTEMBER

Viehmärkte in Lebach - eine alte Tradition

Die erste uns bekannte Urkunde über den Jahrmarkt ist datiert „Auf Mariä Geburt im Anno 1614“. Die Bedeutung der Lebacher Kram- und Viehmärkte für unsere Region ersehen wir aus folgender Überlieferung: „Im 30-jährigem Krieg wurde Lebach 1633 durch Brand zerstört. Der Jahrmarkt aber wurde im gleichen Jahr dennoch abgehalten, obwohl der Krieg bereits 15 Jahre wütete.“

Als gegen Ende der Feudalzeit 1786 Pfalz-Zweibrücken durch Tausch das lothringische Oberamt Schaumburg und damit 2/7 Anteil an der Vierherrschaft Lebach erhielt, finden wir in den Berichten des Oberamtmannes Moser mehrere Erwähnungen, aus denen die überregionale Bedeutung der Lebacher Märkte hervorgeht. Die Französische Revolution beendete die Feudalzeit. Lebach wurde als zentraler Marktflecken von der neuen französischen Administration 1798 zum Kanton mit 8 Mairien (Bürgermeistereien) im Saardepartement erhoben. Nach dem Pariser Frieden 1814 fiel Lebach an Preußen. In den Amtsblättern der königlichen Regierung zu Trier und in den Gemeinderatsprotokollen, die Albert Wagner in der Festschrift „60 Jahre Verkehrsverein Lebach“ auswertete, können wir den Aufschwung unserer Viehmärkte nachlesen: 1836 fand in Lebach der erste Remonte-Markt statt. Remonte-Märkte waren Musterungsmärkte für dem Militär zugeführte Pferde. 1836 wurde Lebach Schauamt nach der preußischen Körordnung. Zum Schauamt Lebach zählten die Kreise St. Wendel, Saarbrücken, Merzig und Ottweiler. 1849 setzte sich der Gemeinderat von Lebach dafür ein, Schweinemärkte veranstalten zu dürfen und ab dem gleichen Jahr hielt Lebach 3 Kram- und 5 Viehmärkte ab. 1861 beschloß der Gemeinderat, die Lebacher Märkte von 8 auf 12 jährlich zu erhöhen. Es wurden aber nur 10 Märkte genehmigt. 1866 genehmigte das Königliche Oberpräsidium der Rheinprovinz, daß zu Wadern am Dienstag und zu Lebach am Mittwoch jeder Woche Schweinemarkt abgehalten werden darf. 1908 empfahl der Bürgermeister neben dem Viehmarkt die Einführung des Wochenmarktes. Der Markt sollte jeden Mittwoch stattfinden. 1910 wurde das Marktstandsgeld neu festgelegt. Für Großvieh 10 Pfg. für jedes Stück, Kleinvieh 5 Pfg. für jedes Stück und für große Schafherden 10 Pfg. pro eingenommenen Quadratmeter an Marktfläche. Zum Mariä Geburtsmarkt 1917 wurde in der heutigen Friedensstraße auf dem jetzigen Standort des Bürohauses Frekla ein neuer Viehmarktplatz eingeweiht. Der Krammarkt blieb weiterhin in der oberen Marktstrasse vor dem Hotel Klein.

Die Lebacher Märkte erlitten einen schweren Rückschlag nach dem verlorenen I. Weltkrieg durch die Abtrennung des Saargebietes von Deutschland. Das Einzugsgebiet für die Lebacher Märkte wurde durch die neue Grenzziehung (von Michelbach-Theley) drastisch verkleinert und dadurch die Existenz der Lebacher Viehmärkte gefährdet.

Unter Mitwirkung des Trierischen Bauernvereins wurde anläßlich des Mariä-Geburtsmarktes 1921 ein großer Bauerntag mit Pferderennen und Viehprämierung veranstaltet, der ein großer Erfolg wurde. Die bis dahin in unserem Gebiet nicht bekannten Prämierungen der ausgestellten Pferde, Rinder, Schweine und Ziegen wurde richtungsweisend für die heimische Viehzucht. Nach dem II. Weltkrieg wurde neben den traditionellen Viehmärkten in der „Grünen Woche“ ab 1948 die Pferdeprämierungen wieder aufgenommen. 1949 kam eine Bullen- und Eberauktion hinzu. Die Kreistierschau wurde 1951 und die Landestierschau wurde 1957 erstmals in Lebach durchgeführt. Die Attraktivität der „Grünen Woche“ wurde erhöht durch Hengstkörungen, Zuchtviehauktionen, Stutenschauen sowie neuerdings Landmaschinenschauen. Die letzte Landestierschau fand 1981 im Jubiläumsjahr „60 Jahre Verkehrsverein und Lebacher Pferderennen“ statt. Es wurden später auch keine Zuchtviehauktionen, Hengstkörungen und Viehprämierungen mehr veranstaltet. Mit dem Gesundshrumpfen unserer Landwirtschaft auf wenige Großbetriebe verlor Lebach seine überregionale Bedeutung für unsere heimische Landwirtschaft und seine lange Viehmarkttradition.



Archiv: Egon Gross

Dreschszenen in der Pickardstraße vor dem Anwesen des „Schneidersch Gustav“
 neben der Eisenbahnunterführung. Die große Dreschmaschine wird von einer fahrbaren
 Dampfmaschine durch einen Lederriemen angetrieben.

MO	DI	MI	DO	FR	SA	SO
1	2	3	4	5	6	7
8	9	10	11	12	13	14
15	16	17	18	19	20	21
22	23	24	25	26	27	28
29	30	31				

OKTOBER

Werkzeuge und Maschinen

Vor 50 Jahren war landwirtschaftliche Arbeit schwere Handarbeit, für die Kuhbauern, für die die Anschaffung von Maschinen zu teuer und nicht lohnend war, in noch viel größerem Maße als für die Großbauern. Die wichtigsten Großgeräte, auf die auch der bäuerliche Kleinbetrieb nicht verzichten konnte, waren der Wagen (Waan), der Pflug (Plouch) und die Egge (Ee). Der Wagen konnte mit verschiedenen Aufsätzen zum Kastenwagen (Kaschdenwaan) oder zum Roll- oder Leiterwagen (Rollwaan oder Laaederwaan) umgerüstet werden. Mit dem Kastenwagen brachte man Kartoffeln und Rüben ein, mit dem Roll- oder Leiterwagen wurden Heu, Grummet und Getreide eingefahren. Einen eigenen Kastenaufsatz mit niedrigeren Seitenteilen benutzte man zum Ausfahren des Mistes.

Die Bauern brachten ihre Saat mit Sämaschinen aus, während der Kuhbauer mit dem Säsack um den Hals wie zu biblischen Zeiten über sein Feld schritt und die Körner mit kräftigem Wurf von Hand austreute. „Päädsbauern“ nutzen für die Grasernte eine Maschine, die von zwei Pferden gezogen wurde. Der Kuhbauer machte sich in aller Herrgottsfrühe (das taunasse Gras ließ sich besser schneiden), die Sense geschultert und das Schlotterfass mit dem Wetzstein am Gürtel, auf den Weg zu seinen Wiesen. Gang um Gang wurde das Gras niedergemäht und dann mit der Gabel zum Trocknen ausgebreitet (gezett). Am Abend schallte der rhythmische Klang des Sensendängeln durch das Dorf, musste doch jeder seine Sense für den nächsten Tag schärfen. Mit dem Rechen musste das Heu mehrmals umgewendet werden. Der Bauer konnte sich für diese Arbeit auf den Heuwender (Wenner) setzen, der von einem Pferd gezogen wurde und mit fünf oder sechs beweglichen Gabeln das trockene Heu aufwirbelte, lockerte und umwandte.

Besonders wichtig aber auch beschwerlich war die Getreideernte. Mit der Flòus (Sense mit Führungen für die Halme über dem Blatt und am unteren Wurfende) wurde gemäht, von Hand in Bündel aufgenommen und in Strohseile, die die Kinder drehten und auslegten, abgelegt. In Garben gebunden wurde das Getreide zu Kasten (Käschden) aufgestellt und verblieb zum Trocknen noch einige Tage auf dem Feld. Größere Bauern setzten einen Bindemäher (Benner) ein. Von bis zu vier Pferden gezogen, konnte diese riesige Maschine das Getreide schneiden und zu Garben binden. Das getrocknete Getreide wurde in die Scheune gebracht. Das Dreschen erfolgte im Spätherbst, oft in den Winter hinein, wenn die letzte Feldarbeit erledigt war. Dann kam die große Dreschmaschine (Groß-Maschinn) ins Dorf und fuhr von Haus zu Haus. In den 50er Jahren wurden sie von einem Elektromotor angetrieben, die alten, von Dampfmaschinen getriebenen Exemplare waren längst nicht mehr modern. Die Garben wurden auf die Maschine hochgegabelt, aufgeschnitten und in die Maschine eingegeben, die das Dreschen, Trennen von Spreu und Körnern und das Binden des Strohs ausführte. An einem Ende der Maschine wurden die Säcke eingeklemmt, und die Körner rieselten hinein. Zur Seite wurde die Spreu weggeblasen und am anderen Ende warf die Maschine die gebundenen Strohballen aus. Die Kuhbauern konnten sich die Groß-Maschinn meist nicht leisten. Viele besaßen eine motorgetriebene kleine Dreschmaschine. Das Dreschgut rutschte über eine Lattenschütte, durch die Körner und Spreu rieselten, während das Stroh auf einem Lattentisch landete. Mit der Gabel wurde es gut ausgeschüttelt und dann von Hand gebunden. Körner und Spreu wurden dann in der Windmühle(Wannmill) voneinander getrennt.

In der Zeit der Stallfütterung wurden Runkelrüben zerkleinert und mit Hafer- oder Weizenspreu vermischt, an die Kühe verfüttert. Zum Zerkleinern der Rüben benutzte man die „Rommelratz“: Die Rüben wurden in einen trichterförmigen Aufsatz geworfen; mit einer Handkurbel wurde eine mit Eisenzähnen besetzte Walze gedreht, die die Rüben zerkleinerte.

Für die Milchverarbeitung standen in jedem Haushalt eine Zentrifuge (Fun, Futsch) und ein Butterfass.



Foto: Alois Schmidt

„Manniggels Hänn“ (stehend) und „Gerwersch Pitt“ (gebeugt)
halfen sich gegenseitig bei der jährlichen Hausschlachtung.
Das Bild wurde im November 1964 bei „Manniggels“ hinter der Kirche aufgenommen.

MO	DI	MI	DO	FR	SA	SO
			1	2	3	4
5	6	7	8	9	10	11
12	13	14	15	16	17	18
19	20	21	22	23	24	25
26	27	28	29	30		

NOVEMBER

Hausschlachtung

Vor der Einführung der modernen Großschlachthöfe und der modernen Fleischverarbeitungs- und Kühltechnik waren die Hausschlachtungen in allen Dörfern gang und gäbe. Heute hat ein solcher Vorgang wegen der verschärften hygienischen Anforderungen Seltenheitswert. Für eine Hausschlachtung, ein Höhepunkt im bäuerlichen Jahr, kamen früher vor allem Schweine in Betracht, seltener Rinder. Dabei wurden die Hausschlachtungen in Lebach nicht nur von den berufsmäßigen Metzgern ausgeführt, sondern vor dem Krieg vor allem von Max Gentele und Johann Schmitt („Schmulches-Johann“). Josef Hanau, dem nach den religiösen Gesetzen des Judentums das Schlachten von Schweinen verboten war, führte meist die Hausschlachtungen von Zickeln durch, aus deren Haut bspw. Handschuhe gefertigt wurden.

Schlachtzeiten waren die kühlen aber frostfreien Oktober, November oder März, Schlachtort war normalerweise der Hof. Dann waren Schweine etwa acht bis zehn Monate alt, das Fleisch war fest und die Speckschicht von der erwünschten Dicke: Als Idealgewicht galten etwa drei Zentner - verständlich in einer Zeit, als durch harte körperliche Arbeit und sparsamen Fleischverzehr Cholesterin nicht die Rolle spielte wie heute... Oftmals wurden die Schweine vor der Tötung an einem Hinterlauf angebunden, um dann durch einen gezielten Schlag mit einem Hammer oder durch das Durchschneiden der Halschlagader getötet zu werden. Danach ließ man das Tier in eine Schüssel ausbluten, wobei das noch warme Blut wegen der Gerinnungsgefahr gerührt werden musste, denn schließlich sollte hieraus die Blutwurst gewonnen werden. Für die nächsten Arbeitsschritte wurde das Schwein in eine Holzmulde gelegt und mit „Baumpech“, also Tannenhärzkörnern, bestreut, anschließend mit heißem Wasser auf allen Seiten überbrüht. Dazu musste es in der Mulde mit Ketten gewendet werden. Mit einem besonderen Kratzeisen wurden zuerst die Füße und Ohren, dann der ganze Körper von den Borsten befreit. Unter Zuhilfenahme eines Hakens wurde der Kopf des Tieres auf den Muldenrand gezogen, mit einem scharfen Messer wurden sodann die Haare entfernt. Anschließend wurden die Sehnen an den Hinterläufen gelöst, das Tier aus der Mulde genommen, auf eine Leiter gebunden und am „Sielscheit“ eines Wagens oder an einem speziell für Schweineschlachtungen vorgesehenen „Krummholz“ aufgehängt, um so in einem letzten Säuberungsarbeitsgang ganz gereinigt zu werden. Anschließend wurde der Bauch der Länge nach „aufgebrochen“, um so die Innereien entnehmen zu können. Der Brustknochen wurde senkrecht aufgesägt oder geschnitten, sodann Zwerchfell, Leber, Herz, Lunge Galle und Speiseröhre herausgelöst und sorgfältig gewaschen. Jetzt musste durch einen amtlich zugelassenen Fleischbeschauer mittels eines Mikroskops eine Kontrolle des geschlachteten Schweins auf möglichen und für den Menschen gefährlichen Trichinenbefall durchgeführt werden. Dazu wurden Gewebeproben aus dem Zwerchfell, dem Herz und die Lunge auf Tuberkulose überprüft, die Freigabe erfolgte durch einen Stempel. Jetzt konnte entweder schlachtwarm oder erst am folgenden Tag die Herstellung der Hausmacher Blut- und Leberwürste erfolgen. Die durch einen Fleischwolf gedrehte und gewürzte Masse wurde in gereinigte Därme gefüllt und in heißem Wasser gesotten. Auch das Aufbewahren in irdenen Töpfen oder später in Dosen waren Möglichkeiten, außerhalb der eigentlichen Schlachtzeit Wurst für den Eigenbedarf zur Verfügung zu haben. Währenddessen wurde das Schwein in Hinter- und Vorderschinken, Koteletten und Speckseiten zerteilt, dann mit Pökelsalz eingesalzt. Um dieses Fleisch dauerhaft haltbar zu machen, wurde es in eine Lake aus 18% Salzlake eingelegt, Bauchfleisch zwei, Schinken drei bis vier Wochen lang. Seitenfleisch konnte nach dem Trocknen anschließend in „kaltem Rauch“ über Sägemehl aus Buchenholz geräuchert werden, dazu besaßen viele Lebacher Häuser ein eigenes „Rauchhaus“, also einen besonderen Kamin.

Auch bei dieser knappen Schilderung wird klar, wie sorgsam eine solche Hausschlachtung durchgeführt werden musste, wenn man nicht Gefahr laufen wollte, durch Unachtsamkeit das Verderben dieser Lebensmittel herbeizuführen, was einen schlimmen Verlust bedeutete und auch immer wieder vorkam.



Archiv: Dr. Johannes Schmitt

Es gibt keine zeitgenössischen Bilder von Auswanderern aus Lebach.
 Die abgebildete Szene zeigt das Geschehen in der idealisierenden Sicht des 19. Jahrhunderts,
 bspw. in der Abbildung regional unterschiedlicher Trachten.

MO	DI	MI	DO	FR	SA	SO
					1	2
3	4	5	6	7	8	9
10	11	12	13	14	15	16
17	18	19	20	21	22	23
24	25	26	27	28	29	30
31						

DEZEMBER

„Nun ade, du mein lieb' Heimatland ...“

Armut und Auswanderung in der bäuerlichen Gesellschaft des 18. und 19. Jahrhunderts

Seit dem frühen Mittelalter war die bäuerliche Gesellschaft in unserem Raum eine „bodenständige“ Gesellschaft, denn Wanderungsbewegungen waren äußerst selten. Dies resultierte daraus, dass die Bevölkerung nur allmählich wuchs und durch Rodung und Ausbau neue Flächen gewonnen werden konnten, um das bäuerliche Überleben, die „Subsistenz“, zu garantieren. Einer hohen Geburtenrate stand eine hohe Sterblichkeit, vor allem der Kinder, gegenüber; Kriege, Seuchen und Hungersnöte hatten zudem ein geringes oder allmähliches Wachstum zur Folge. Erst nach dem 30jährigen Krieg wurde unsere Gegend Einwanderungsgebiet: Bauern zogen aus Lothringen, Luxemburg und sogar aus Tirol zu, weil die Pest im 30jährigen Krieg in unserer Gegend besonders gewütet hatte.

Im 18. Jahrhundert jedoch - die Gründe dafür sind vielfältig: etwa geringeres Heiratsalter, geringere Kindersterblichkeit infolge besserer Ernährung (vor allem durch die Kartoffel!) - wuchs die Dorfbevölkerung so beschleunigt an, dass der Boden nicht mehr alle Familien ernähren konnte. Zudem galt in vielen Orten, wie auch in Lebach, dass die Bauerngüter, die sogenannten „Vogteigüter“, nicht geteilt werden durften. Um einem Leben als Tagelöhner und in der Dorfarmut zu entgehen, war die Auswanderung, die Erlaubnis der Herrschaft vorausgesetzt, eine von vielen in der Saarregion ergriffene Möglichkeit: Damals sind etwa 6.000 Menschen von der Saar in das Banat (im heutigen Rumänien) ausgewandert.

Die Französische Revolution mit ihren auch für unsere Heimat fundamentalen Neuerungen brachte den Bauern die Freiheit des Grundeigentums, die Freizügigkeit und, das hatte in der Folge große Auswirkungen, ein neues Erbrecht. Denn dieses ermöglichte nun die Aufteilung der Höfe unter allen Erbberechtigten. Aber diese revolutionären „Ererungenschaften“ fielen in eine Zeit, in das frühe 19. Jahrhundert, in der die Bevölkerung gleichsam „explosionsartig“ anwuchs und sich innerhalb eines halben Jahrhunderts verdoppelte. Das neue Erbteilungsrecht bewirkte zudem, dass Bauernstellen aufgeteilt und die Ackerstücke immer kleiner parzelliert wurden.

Zeitgenossen benannten dieses Phänomen: die Zunahme der Bevölkerung einerseits, die Verkleinerung und Parzellierung des bäuerlichen Besitzes andererseits, das Anwachsen der Dorfarmut, die Zunahme der Tagelöhner und die Überbesetzung des dörflichen Handwerks als „Pauperismus“, als massenhafte Armut. Da in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in unserer Region industrielle Arbeitsplätze erst ansatzweise zur Verfügung standen, war die Auswanderung für viele die einzige Möglichkeit, einem Leben in Armut oder drohender Armut zu entfliehen, zumal in den Jahrzehnten, in denen durch Missernten Hungersnot entstand: So etwa in den 40er Jahren, als rund 7.500 Menschen aus den preußischen Saarkreisen auswanderten, nach Südamerika, aber meistens in die USA, die die Auswanderer mit ihren „unbeschränkten Möglichkeiten“ anzulocken schien.

Erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ging diese durch den ländlichen Pauperismus hervorgerufene Auswanderung der bäuerlichen und handwerklichen Bevölkerung zurück, bot die Industrie: Hüttenwerke und Bergwerke neue Arbeitsmöglichkeiten. Aber ein Großteil der Bergleute und Hüttenarbeiter blieb der ländlichen Lebenswelt bis weit in das 20. Jahrhundert als Bergmannsbauern verbunden, in einer insgesamt belastenden wirtschaftlichen Doppexistenz. Heute scheinen sich für Bundesrepublik die Vorzeichen gleichsam umgekehrt zu haben: Die Wirtschaft der Bundesrepublik braucht, um den Lebensstandard und den Bevölkerungsstand zu erhalten, eine neue Einwanderung. Der Blick in die Geschichte kann helfen, dieses ökonomische und soziale Problem kritisch zu reflektieren.

Johannes Schmitt